

Die Zeitungs Welt

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

Durch die lange und schwere Strauchheit des Hochbühlbauern waren die Arbeiten am dem Hofe sehr im Rückstand geraten. Die Nachbarn waren rindum abgemäht und tragen teilweise schon wieder einen üppigen Erndtwuchs; auf den Hochbühlhöfen sah man noch meist das überreife Gras. Es war die erste Aufgabe des Weibmannes, die Genernte zu beidennigen.

Es war ein Samstag, als er die ganze große Wiese abmähen ließ. Ob er glaube, das Wetter halte sich bis am Montag, fragte ihn Frau Elisabeth. „Ja, wir wollen's hoffen, denn wir brauchen es auch.“ antwortete Wolfgang nach kurzer Pause.

Frau Elisabeth hatte die Güte des Weibmannes sehr gerühmt und das Lächeln wohl bemerkt, wie heimlich es der große Schnurrebart auch bergen mochte. Sie hatte den Wolfgang im Verdachte, er wäre wohl imstande, am Sonntag, heute zu laufen. Es war ja kürzlich auf allen Kirchwegen davon geschwätzt worden, daß die Doggenmüllers an einem Sonntag den gelammelt und eingeführt hatten, und zwar ohne Erlaubnis vom Pfarrherrn. Ebenso wußte man, daß ihnen eine amtliche Warnung mit Bußandrohung für den Mißfall zugegangen war. Frau Elisabeth sah sich nun nicht bewegen, jetzt schon sich anzusprechen, doch war sie entschlossen, die Augen offen zu halten und nichts geschehen zu lassen, das sich mit ihren streng kirchlichen Ansichten über Sonntagsbeibehaltung nicht vertragen.

Am nahen Bezirkshauptorte Wollingen ward an diesem Sonntage ein Zängertent abgewollten, und sie hatte den snechten erlaubt, es zu besuchen. So standen die Puranen denn gleich nach dem Mittagessen draußen in Sonntagsjoppen, die Zwagerstöde in den Händen, und waren im Begriffe, abzumarschieren, als drünten Wolfgang antanderte, den großen Strohhut auf dem Kopfe, Brust und Schultern nur von einem leichten weißen Hemde verhüllt, die Gabel auf der Achsel. Zwei seiner Knechte begleiteten ihn. Eben lentten sie in den Fußpfad ein, zwei Minuten später waren die drei im Hofe, und Wolfgang sagte den Hochbühlknechten ruhig, sie möchten die Röde nur abziehen und mit ihm und seinen Leuten zum Hofe ansrücken. Und ohne weiteres schritt er nach der mit unzähligen kleinen Häuflein besetzten Wiese und begann flink das halbdürre Gras auseinander zu breiten, damit die Sonne

es vollends trockne. Zwei Arbeiter folgten dem Weibmann; sonst aber blieb nur die gute Sonne ihm bestehen zu helfen, denn die Hochbühlknechte standen bestill erwartungsvoll am Hofe sture schauend. Wirklich ornete sich diese, und herans trat Frau Elisabeth in ihrer ganzen Würde. Sie trat an den überritten geräumigen Rand der Treppentafel und heftete ihre gelbprühenden Lohaugen auf das unerböte Schampfer auf ihrer Seite. „Zunächst“, sagte sie, „solange der schönste heut und diese Wiese daliegt, in da an einem Sonntag recht nie gehendet worden soll etwa innerem nichts mehr zu bereiben?“ Ihre Stimme kette

Wolfgang betand sich zwar nicht am Hofe, doch tat er nicht, als habe er die Frau verstanden, wozu er bannerte und dronen weiter. Gedröck führte ihn die Arbeit dem Hofplan näher, wo sich nun auch noch Zenz und Känel empennelt hatten. Die beiden jungen Mädchen renten sich auf die Wand, die den Stamm eines großen Kapphanes umgab. Känel hatte ein Mädelin in den Ängern, in das sie eifrig vertiert ichien. Zenz sah mit gleichmütigen Lächeln bald auf die noch immer unbenveglischen snechte und bald nach den Senern und dann auch auf die hochantarrichtete Gestalt der Mutter droben auf der Treppentafel. Zwischen der Türspalte hervor quakte ichen die Philomena. So blickte Känel empör und sprach:

„Aber, Mutter, voriges Jahr haben wir doch auch an einem Sonntag hier gehendet. Ihr und der Vater selig waret dabei.“

Schlichtern war das geschal, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit.

„Ja, Du Gänspol, es war nicht Sen, waderen Erndt, wenn Du den Unterschied lenart, und es geichab in der Not, ein Wetter stand am Himmel, und erlaubt hat es zuden der Pfarrere am Schluß des Vormittags, gottesdienetes! Aber jetzt! Ist jetzt etre auch ein Wetter am Himmel? Hat's jetzt der Pfarrere auch gestattet, he?“

Kun enterrerte sich Känel gerentten Hauptes. Wolfgang aber, der nun fast dicht neben Frau Elisabeth einen Heubauern zu zer teilen begann, bemerkte jetzt in seinem rubigfreundlichen Lout:

„Wenn man sicher wüßte, daß das gute Wetter morgen auch noch den ganzen Tag an hielte, so könnte man ja schon zuwarten. Allein es ist heuer ja recht selten, daß zwei Tage nach einander das Wetter sich gleichbleibt, und wenn

da auch Sen an demmet wurde, so waret es doch gar zu schade.“

Wolfgang ließ sich davon nicht weiter tellen, so gerade auf den Sonntag ente garte Frau Elisabeth in der ein Jahr lobte, die unbeschreibliche des Weibmannes, doch immer in der Willen dantzte.

„Das wobl,“ stauderte Wolfgang in lenkend. „Aber recht, das Sen in todren, und hädte jetz mit es empennelt. Ist es gar zu überhandne, werht et es an Zeit, in da werd helpa.“

Da kam ihm die Zeit verobblate, so hatte Europa perentendber Robertum. Ich bin auch nicht so heute und solange ich habe lenen helter hat man zu warten bis das Sen ren war. Aber jetzt es was besser in mehrer Welt zu lenen abmal, aban man der Generantn bleib. Und mit gar hier on es ein Sonntag, ein weiter stant garte, erod a in dem sardmest? Wenn das ein Frau, ich wüßte, so ein ruhender Mann, wie er war, wahrhaftig, in Grobe ward er hat malleben.

Wolfgang hatte einen Moment angeschlossen und die Strohpredigt der Frau Elisabeth den mützig über sich erachen laren. Jetzt nach er nun einer Gabel trat in einen Schwanzen und schüttelte ihn anschwander, das ein warmer, würziger Duft empornwallte. „Das und An hichten,“ sagte er in der gleichen rubigen Art wie vorher. „Was einem Mann selig aufbe trint, Frau Nachbarn, so glaube ich, würde er, falls es ihm möglich wäre, um etwas nicht willen, etwa sagen: ‚Senet zu heuer zu, mer en kann es lenen. Das liebe Viel man; doch er nöhre werden.‘ So etre wird er vorbrach, so ein großer Dertrennd und braver Sen, wie er war. Dem Pfarrere kann man es so eich vertragen, was verneht so ein Herr von gutem oder abfekten Sen! Er will doch auch, daß keine staken ihm am Sonntag, so ein und viel uben am Samstag oder gar ein am Montag. Oder was meint Ihr, Frau Nachbarn?“

Frau Elisabeth sah gerade vor sich und schweig, und es war schwer zu erranden, ob das Zuden um ihren Mund von verhaltenem Lachen oder unterdrücktem Zorne rührte. Viel leicht könnten die beiden Gewalten in ihr. Ihr Stolz kam dem letzteren zu Hilfe. Aber die sicht färbte sich rot, und schroff entgegnete sie:

„So, jetzt weiß man es heiter, was Ihr für einer seid! Wir aber werden zu all der Zünd und Schand hinzu noch mit Strafe belegt. S,

was ist das auch für eine Ordnung und für ein Ständ! Ach, Vater, daß Du auch hast sterben müssen."

Frau Elisabeth lehrte ins Haus zurück, die Türe so wuchtig hinter sich zuschnellernd, daß das ganze große Bauernhaus in seinen Angeln erbeble.

Netzt wollten sich die Knechte sporntreichs entfernen. Da rief ihnen Wolfgang zu: „Wollt Ihr augenblicklich kommen und uns helfen, so ist's wohl und gut, andernfalls holt Ihr einfach heute Abend in der Mühle Euer Lohn.“

Das wirkte. Eilig, wenn auch murrend, zogen sie die Lappen aus, suchten die Werktaagsbüte und gingen aus Werk. Auch Senz erhob sich und setzte ihren breiten Strohhut auf, der neben ihr auf der Bank lag. „Wenn das so ist,“ meinte sie lächelnd, „so will ich lieber mitkommen, als auch noch fortgeschickt werden. Aber das sag' ich, Herr Weistand, die Sünd' müßt Ihr auf Euch nehmen.“ Uebermütig bligten ihm ihre feurigen Augen zu, da sie leicht und zierlich an ihm vorüberfuhr, den schlanken Rechen auf der Achsel. Wolfgang schöpfte Atem. Bewundernd folgte sein Auge dem schönen Mädchen. „Wer weiß, Jungfer Senz, ob mir ein anderer nicht selbst Eure Sünde noch streitig machen würde? Ach aber hab' just genug an meinen eigenen Fehlern und Lastern; Ihr habt ja vorher erfahren, was Eure Mutter von mir hält.“

„Wird so gefährlich nicht sein, und die Mutter scheint es doch nicht allzuschwer zu nehmen, sonst käme die dort nicht auch mit dem Rechen.“

Wirklich fand sich noch Philomena ein, und nun wimmelte es von fleißigem Volk auf der großen Wiese. Heiß brannte die Sonne; das Heu knisterte. --

Sehr bald war Männeli aus der Unterrichtsstunde zurückgelehrt. Die Mißbilligkeit zwischen Mutter und Weistand lag dem guten Kinde auf dem Herzen.

„Ach, Mutter,“ sagte sie zu dieser, „es ist vielleicht doch kein Frevel; es könnte eben doch morgen wieder regnen. Der Pfarrer hat es selber geäußert, es mache an anderm Wetter herum, weil so viele in der Kirche schliefen. Wir können ja beten oder Almosen spenden, um diese Uebertretung zu sühnen.“

„Das weiß man, daß Du auch den Fremden hilfst, hast immer ein Weisens mit dem Mühleherr. Du. Ach! ah—h—ha! Ist das ein streuz! Alle meine Kinder sind gegen mich und halten zu den Fremden! Ach! ach, V—vater auch! Läß ich doch bei dir im Grabe!“

Männeli schwieg und senkte ihr blondes Köpfchen. Doch schien es nicht, als habe der Mutter Rauner und ihre Sehnsucht nach der kühlen Brust des Vaters besonderen Eindruck auf sie gemacht. Vielleicht dachte sie sogar, es sei dem guten Vater, wenn er doch sterben mußte, wohl zu gönnen, daß ihn niemand störe.

Jetzt kam Senz, einen Krug Most zur Labung der durstenden Arbeiter zu besorgen. Als sie die Haustüre öffnete, verschwand die Mutter neben in ihr Schlafgemach, das sie den ganzen Abend nicht mehr verließ. Statt ihrer knuppelte die Großmutter in der Küche herum und half Männeli das Nachessen rüsten.

Als Senz mit dem gefüllten Krug in den Hof herunterkam, schritt Wolfgang's Bruder Pauli daher, und bei dem Mädchen angefangt, das lächelnd ihn erwartete, bemächtigte er sich ihres Kruges, und neben ihr hergehend, scherzte er: „Ach will mithelfen, und wär's auch bloß beim Trinken.“

„Ja, Du bist ein Guter,“ erwiderte sie. „Kommt, wenn die Arbeit getan ist. Für solche Hilfe danken wir.“

„Am Sonntag soll man nicht schaffen, viel lieber hätt' ich ein bißchen bei Dir gekittet.“*)

* Kitt, Abendbesuch junger Burschen bei Mädchen; Küttgang.

Er wollte seine freie Rechte um ihre Küfte legen, doch sie wich ihm aus. Ihr Auge bligte unwillig. „Was fällt Dir ein? Wann hab' ich Dir so was erlaubt und zudem hier auf dem offenen Felde, wo alles uns sieht. Was werden sie denken, . . . und der Wolfgang!“ Ihre Stirn glühte.

Da lachte Pauli. „Sieh, sieh, -- ja, wenn der Wolfgang wüßte, was er bei Dir gilt! Seit er Euer Weistand ist, bist Du gar nicht mehr so recht mein Schätzchen.“

„War ich gar nie,“ eiferte sie. „Wilde Dir nur nichts ein! Meinst, es müßten sich sämtliche Mädchen von Dir die Köpfe verdrehen lassen! So einer bist Du!“

Er lachte pfiffig und schob den feinen weißen Strohhut ferk zurück, so daß die Sonne voll sein blühendes Angesicht mit dem blonden Kraushaar und dem kühn aufstehenden Schnurrbartchen beschien. „Möchtest schon recht haben,“ schien er zu denken.

An den hochbeladenen Wagen gelehnt, stand rastend Wolfgang und schaute den beiden entgegen. „Ein reizendes Paar,“ dachte er beim Anblicke seines Bruders, dem die neue, hellfarbene Kleidung so wohl stand, und des schönen Mädchens an seiner Seite. „Ich begreife es, daß selbst die stolze Frau Elisabeth das Ländeln der beiden beinah begünstigt. Solch ein Schwiegersohn! Eitel sind auch die alten Weiber.“

„Daß Du heute heuen mochtest, Wolfgang,“ grüßte Pauli seinen Bruder, als er und Senz bei den Lenten ankamen. „Das wird ein nettes Gerede ablesen in der Gemeinde herum.“

„Wird aber niemand was angehen, und jetzt es Ruhe ab, so zahlen wir sie halt. Trinkt, Wolfgang.“ Senz bot dem jungen Mann den vollen Krug und sah ihn so zärtlich an und so jeckenvoll, als sei sie gar nicht die hochmütige Senz.

*

„Als ob kein rechter Herrgott mehr lebte, der etwas auf Ordnung hält, so geht es zu,“ murmelte am folgenden Morgen die Hochbühlerin, als das laute, eintönige Klätschern der Dachtraufe sie weckte.

Unwirsch stieg sie aus dem Bette, trat ans Fenster, hob den Vorhang beifig beiseite, um in den regengrauen Morgen hinauszublicken. Da lag die Hausmatte, blank gemäht, und die strömenden Wasser sprühten auf die weißliche Fläche nieder. Unter einem nahen Bäume lag trüblich ein verlassenes Häuflein schwärzlich verwachsen und der Bäuerin deutlich zeigend, welches Los die gesamte Ernte ohne den energischen Vormund getroffen hätte. Allein diese Wahrnehmung versöhnte sie keineswegs; sie empörte, erbitterte sie nur noch mehr. Hatte sich alles, selbst der Herrgott, dessen Ehre sie verfochten, gegen sie mit diesem fremden Himmel verbunden! Lieber hätte sie das ganze Heu verregnen lassen, als mitanzusehen, wie ihr Widersacher vom Himmel selber auffallend recht bekam.

Sie öffnete leise den kleinen Scheibenflügel und streckte den Kopf vorsichtig hinaus. Feucht und kühl wehte es sie an.

„Guten Morgen, Frau Nachbarin,“ klang es da volltönig aus unmittelbarer Nähe zu ihr empor. Als habe sie ein Schlag getroffen, prallte Frau Elisabeth zurück, und klirrend flog das Fenster zu. Sie taumelte zum Bette zurück und setzte sich darauf hin. Das Kinn in die Hand stützend, blickte sie starr auf das Fenster, als drohe ihr von dort ein feindlicher Angriff. So sah sie lange in dumpfem Brüten. Draußen gingen die Töchter hin und her, und selbst den Krüdstock der Schwiegermutter hörte sie auf dem hölzernen Flurboden des zweiten Stockes stapfen. Eben trug Philomena den Kaffee auf, und draußen auf der Treppe vor dem Eingange rief Senz die Knechte zum Frühstück. Nur die

Knechte? Es mußte sonst noch jemand da sein, gewiß der „Mühlkellner“ . . . Wenn Senz mit diesem sprach, hatte ihre Stimme diesen eigentümlich gefärbten, lebendigen Ton. Das auch die Senz, ihre Senz, auf die sie so viel hielt und die sonst so kühl über die anderen hinwegzublicken verstand, so ein Wesens treu mit diesem Weistand -- ja, sich mit ihm gegen sie verbündet hatte, das kränkte sie! Ob dem hatte es den Anschein, als wolle sie den hübschen Pauli als Küttgänger annehmen. Da hatte noch eine rechte „Art“ gehabt; der Pauli, der alles bewunderte! Er war doch ein Müller, ein flotter, gewekter Burche, der Geld verdienen würde. Aber so ein Knechtstamper! Und mit diesem machte sie gemeinjamme Sache an, die eigne Mutter! Horch, wie sie lachte!

Immer tiefer fraß sich der Groll in ihr Herz, endlich faßte sie einen Entschluß: „Nach Anstad hinab geh ich starken Ganges zum Weistanden und verklage den Weistand; will da gerne so alt werden und leben, ob es noch Weistand und Gerechtigkeit gibt im Lande.“ -- stand auf und kleidete sich schnell an. Sie zog sie noch den schwarzen Trachtenrod an, den man eine helle Schürze von leichtem Stoff nahm. Der Trauer wegen wählte sie nicht Mal eine schwarze, sonst aber hatte sie den Elisabeth der neuen städtischen Mode in mancher Hinsicht anbequem, was sie freilich nie erstanden haben würde. Ja, neidische Nachbarinnen behaupteten sogar, sie trage storzett. Jedenfalls sah ihre Taille wohlformter und schlanker aus als die ihrer Tochter Philomena. Dagegen hielt sie noch eigenmächtig an der Trachtenhaube fest. Deren breite, röhrenförmig das ganze Gesicht umrahmende Spitze krause verlieh ihren stolzen Zügen erst die recht Bäuerinwürde.

Ohne jemand ein Wort oder einen Blick gönnen oder etwas zu sich zu nehmen, verließ sie das Haus und begab sich auf die Straße. Das Wetter war nicht einladend, allein im Widerstand der Elemente um sie her tat es wohl. Es waren noch ein paar Frauen auf der Wege, die zur Kirche gingen. Von der Kirche her kam gerade die Metzgerliebe; mit der Frau Elisabeth zusammen. Die arme Alte trug einen verflachten Regenschirm; die zerknüllten Stappenspitzen hingen unordentlich herunter. Nutlis.

„Guten Tag, Frau Elisabeth, wollt' auch z' Kirchhof bei dem Wetter,“ grüßte sie die Bäuerin in ihrer redseligen Weise. „Glaub' wohl,“ fuhr sie fort, „es zieht Euch halt den nach dem Friedhof, seit Euer Mann dort ist. Das geht halt so, das geht halt so. Eine Weiber ist zu bedauern und wenn sie auch Zue genug hat.“

Hatte des Weibleins erste Bemerkung Elisabeth auch nicht sonderlich angemutet, so fand dafür die letzte um so lauterer Widerhall in ihrem Gemüte. Plötzlich begann sie zu weinen von Tränen, die ihr das eigene Leid ansprengten. Die Metzgerliebe hob ihren mächtigen Regenschirm in die Höhe und blickte erstaunt zu ihrer Begleiterin auf, von der sie etwas wie unterdrücktes Schluchzen zu hören gemeint hat. Frau Elisabeth schneuzte mit Nachdruck; das sagte genug. Also mußte sie suchen, die Weiber zage aufzurichten.

„Gott sei Dank,“ sagte sie jetzt, „hat doch Euer Mann selig noch gut für Euch geforgt und Euch so einen scharmanten Weistand bestellt. Man weiß ja leider Gottes wohl, wie die eigenen Verwandten oft sind. Aber der Wolfgang! Und wie er Euch rühmt.“

„Mich rühmen?“ fragte Frau Elisabeth ungläubig.

„Ja, erst gestern,“ fuhr das Weiblein eifrig fort, „hat er seiner Mutter, der Müllerin, versichert -- ich war gerade daneben mit Kartoffeln --: „Die Hochbühlerin sei die schönste

und stattlichste Wittfrau weitem und obendrein die couragierteste." Das hat er gesagt; ich hörte es mit eigenen Ohren. Und wie reichlich es war von ihm, daß er heuen ließ! Er ist einfach ein tüchtiger Bauer . . . Ueberhaupt, der beste Mensch auf der ganzen Erde und besonders gegen das Weibervolk. Und wißt Ihr, Frau Elisabeth, es ist dann nicht wie beim Fouli, daß ihm nur die jungen Fräulein etwas gelten. Nein, auch gegen die Aelteren ist er artig. Wie ist er nur gegen mich! Wo hätten der Häufel und ich eine Unterkunft bekommen in der ganzen Gemeinde, wäre uns nicht von ihm das alte Schindelhaus überlassen worden? Als wenn wir nicht Menschen wären ganz verachtet, ganz verabscheut waren wir hätten sie uns heiraten lassen!" Die letzten Worte wurden in weiflichem Tone gesprochen. „Aber der Wollgang" die Stimme der alten Viese bebte leicht. „der sagte, wir sollen nur kommen, es sei Platz genug in der Parade, und wir müßten doch irgendwo sein."

Frau Elisabeth ließ den Medestrom der alten Viese verrancken, ohne viel mehr als etwa ein „So, so" und „Na, ja" einzustreuen. Einerseits verjähmte sie es doch, sich mit dem Weiblein das seit vielen Jahren mit dem schlimmsten belamundeten Meßgerhäufel unverheiratet zusammenlebte und gemieden war, ob sie auch noch so fleißig zur Kirche ging — in einen Disput einzulassen. Wohlte die Viese den Wollgang rühmen was lag ihr daran? Andererseits aber war aus dem reichen Wortschwall ein Tropfen heilenden Balsams in die brennende Wunde ihres verletzten Bewußtsein geflossen: Wollgang, dieser arge Wollgang hatte sie gerühmt, hatte sie sogar schön taxiert — das hatte sie nicht erwartet. Am Ende war er doch nicht ganz und gar ein Scheusal, für das sie ihn gehalten. Aber gleichviel, was er ihr gestern angelan und heute früh — das durfte sie nun einmal nicht vergessen, das mußte geahndet werden.

„Na, kommt Ihr denn nicht mit zur Messe?" fragte die Viese erstaunt, als Frau Elisabeth vor der Kirche links abschwankte.

„Nein, heut nicht," erwiderte sie kurz. „Gute Andacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Dem Kreisel und seinen Anwendungen.

Von Felix Linke.

(Schluß.)

Zur vollständigen Korrigierung des Laufes eines Torpedos braucht man ein Seiten- und ein Tiefsteuer. Zur Tiefsteuerung benutzt man einen hydrostatischen Apparat, der uns hier weiter nichts angeht. Zur Seitensteuerung aber wird fast bei allen Maschinen ein Kreiselapparat angewendet, der bei den neuesten Ausführungen in einer luftleer gepumpten Kammer läuft. Denn nirgends kommt es so sehr auf die Genauigkeit des Kreisellaufes an wie hier. Der Kreisel selbst besteht aus einem Schwungring, der wie im Bohnenbapatschen Apparate kardanisch aufgehängt ist. Bei der deutschen Marine wiegt der Schwungring 600 Gramm. Wenn sich der Torpedo dreht, erhält sich der Schwungring in seiner ursprünglichen Lage, dreht sich also verhältnismäßig gegen das Gehäuse des Torpedos. Bei solcher Drehung öffnet der Kreisel ein am Gehäuse des Torpedos befestigtes Ventil, das Preßluft aus der Betriebskammer des Torpedos ausläßt und ein Seitenruder betätigt, welches der Ablenkung entgegensteuert. Der Geradlauf wird hier also indirekt erreicht. Der Kreisel selbst richtet den Torpedo nicht; er löst nur Steuer- vorrichtungen aus, die die dazu nötige Energie aus der Preßluftkammer entnehmen. Howell hat versucht, den Kreisel selbst zum Richten des

Torpedos zu benutzen. Diese Methode hat sich aber nicht bewährt.

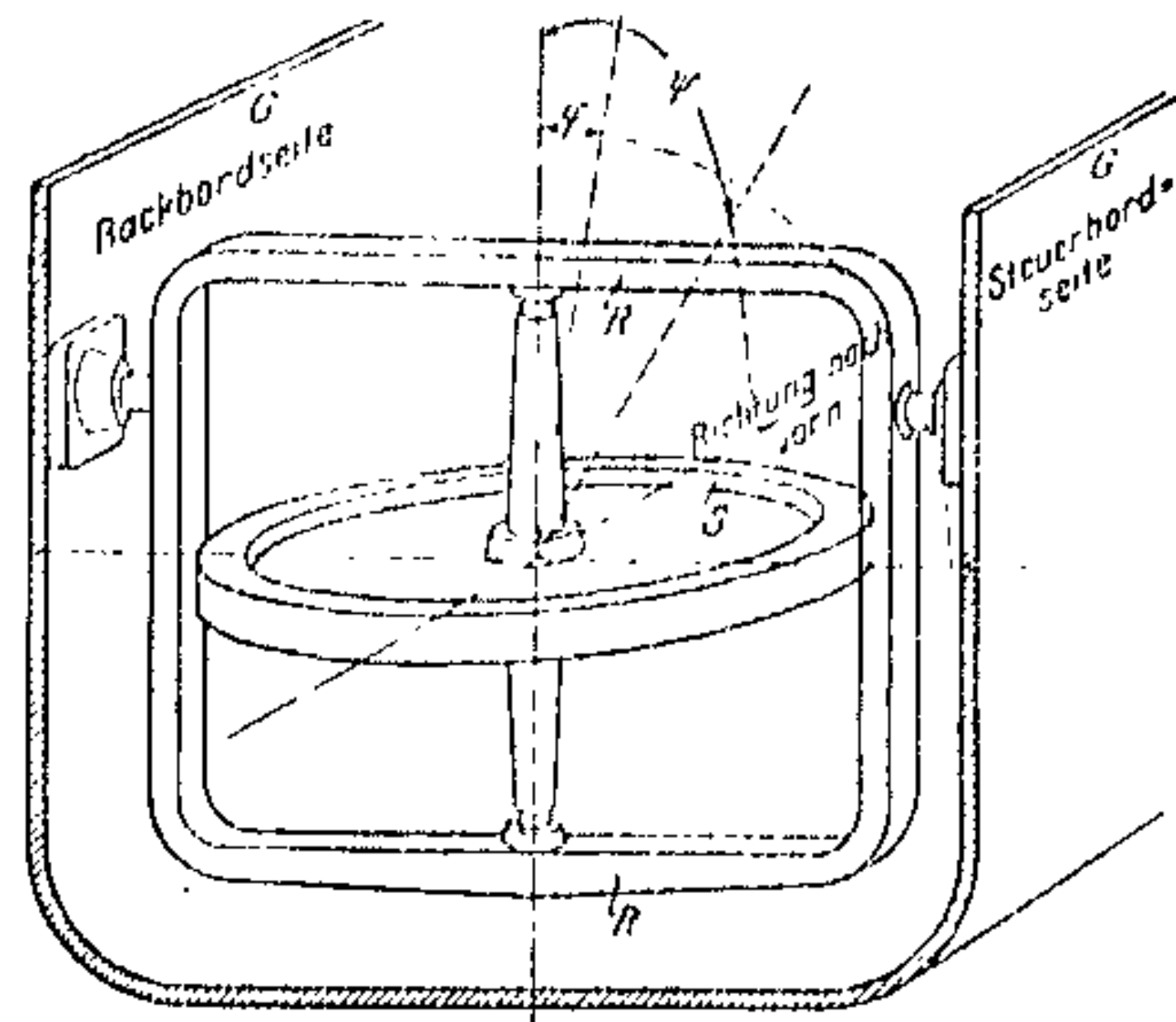
Die deutsche Ausführung benutzt einen Kreisel, der im Momente des Abschießens des Torpedos angetrieben wird. Dazu dient Preßluft von 150 Atmosphären Druck. Dieser Druck wirkt nur zwei Sekundenlang auf den Kreisel, der eine kleine Luftturbine ist und bringt ihn auf die ungeheure Umdrehungszahl von 20 000 in der Minute. Mit der Kreisel einmal angetrieben, so läuft er ohne weiteren Antrieb noch eine halbe Stunde lang. Wie genau der Kreisel einjustiert sein muß, erhellt daraus, daß eine Ungleichheit der Tettropfen, die man auf die senkrechten Zapfen bringt, bewirkt, daß Störungen auftreten. Ein richtig eingestellter Kreisel läuft so gut wie mathematisch genau. Zum Vorstoßen des Torpedos dient eine Torpedoladung, die den Torpedokörper mit sechs Zehntelatmosphären Ueberdruck ausfüllt. Bis auf 1000 Meter Entfernung laufen die Torpedos 22 Meter in jeder Sekunde, bis auf 3000 nur 15 bis 16 Meter. Die Torpedos sind 7 Meter lang, 1/2 Meter dick und wiegen 670 Kilogramm. Ein Stück kostet 12 000 Mk.

Man hat versucht, den Kreisel auch sonst in die Schiffahrt einzuführen. Er sollte als Ersatz für den Kompaß Anwendung finden, der sich mit der zunehmenden Verwendung des Eisens zum Bau der Schiffe als immer unbrauchbarer erweist. Die modernen Schiffe bestehen ja fast ganz aus Eisen und haben in den Dampf- und den elektrischen Maschinen gewaltige Eisenmassen an Bord, die störende Wirkungen auf den Kompaß ausüben. Aber das nicht allein. Fast alle Schiffe haben elektrisches Licht und elektrische Anlagen. Alles ist daher mit elektrischen Starkstromleitungen durchzogen, die bald hier, bald da gebraucht werden. Nicht bloß, daß die elektrischen Ströme den Kompaß beeinflussen, nein, sie beeinflussen ihn auch immerwährend verschieden, je nachdem in der Nähe elektrische Anlagen im Betriebe sind oder nicht. Alles dies verzerrt das magnetische Nichtfeld der Erde so stark und so verschiedenartig und wechselnd, daß sich auf dem Schiffe kaum ein einwandfreier Ort zur Aufstellung für den Kompaß finden läßt. Bei klarem Wetter kann man durch astronomische Beobachtungen die Aufgaben des Kompasses noch berichtigen; ist das Wetter aber bewölkt oder stürmisch, so geht das nicht mehr. Bei Unterseebooten gar ist man verraten und verkauft. Man hat deshalb versucht, den Kreisel auch hier dienstbar zu machen und den magnetischen Kompaß durch den Kreiselkompaß zu ersetzen.

Schon 1852 wies der französische Physiker Foucault darauf hin, daß die Achse eines Kreisels, der gezwungen wird, sich in einer wagerechten Ebene zu bewegen, das Bestreben zeigen muß, sich in die Nord-Südrichtung einzustellen. Die eigentliche Ursache der Einstellung der Kreiselachse in den Meridian (Meridian ist die kürzeste Verbindung der beiden Erdpole über die Erdoberfläche hin) ist die Erddrehung. Die Erde ist, wie wir sahen, selbst ein Kreisel, und wenn sich auf diesem Kreisel ein zweiter bewegt, so muß der das Bestreben haben, sich der Erdachse gleichzurichten, weil jeder auf den anderen solange eine Einwirkung ausübt, wie eine Richtungsverschiedenheit besteht. Auch Siemens unternahm in den neunziger Jahren Versuche, die vor einer Reihe von Jahren durch Martienssens erneuert wurden. Martienssens Untersuchung zeigte, daß bei Aufstellung auf festem Boden die Nichtkraft, die ein Kreisel durch die Wirkung der Erddrehung erleidet, sehr wohl zur Herstellung eines Kreiselkompasses benutzt werden kann. Man kann es leicht er-

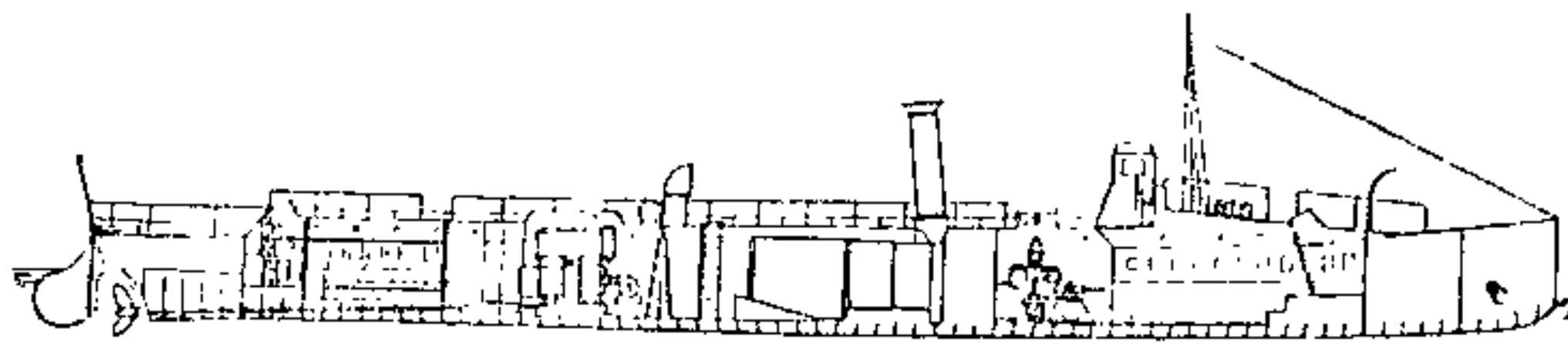
reichen, daß die Nichtkraft und damit auch die Einstellkraft solches Kreiselkompasses wesentlich größer ist als die eines magnetischen Kompasses. Martienssens Versuche jedoch, diesen Kompaß auf ein Fahrzeug zu legen, haben keinen Erfolg gehabt. Er erreichte zwar, daß die Störungen kleiner wurden, aber dann dauerten die Schwingungen zu lange. Endgültig ist die Sache noch nicht entschieden.

Eine großartige technische Anwendung des Kreisels hat C. Schlick erdonnen und als Schiffskreisel ausgeführt. Er gibt einem Kreisel eine sehr große Schwingungsmasse und setzt ihn in ein Schiff, um die unangenehmen Rollbewegungen zu beseitigen. Ein sehr schnell umlaufendes und durch eine Dampf-



19 Bild. Der Schlicksche Schiffskreisel.

turbine oder einen Elektromotor angetriebenes Schwingrad S ist mit seiner Achse in einem Rahmen R gelagert. Dieser Rahmen ruht wieder in zwei Lagern an den Schiffseiten und kann um diese Lager schwingen, wie die beistehende Abbildung 19 andeutet. Setzt man den Rahmen gegen das Schiff fest, so muß die Schwinggradachse bei Rollbewegungen des Schiffes, d. h. bei Bewegungen um die Längsachse (Schaukeln des Schiffes), diese mitmachen und es kommt zu Windelausschlägen in der Richtung z. Wir wissen nun aus unseren früheren Erörterungen, daß das Schwingrad als Kreisel auf solche Drehung mit einem weit stärkeren in der Längsachse des Schiffes, also in Richtung z' antwortet. Schon bei kleinen Rollbewegungen pendelt der Rahmen mit verhältnismäßig großen Ausschlägen hin und her. Diese Pendelungen werden nun mittels Bremsen aufgenommen. Es ist eine Flüssigkeitsbremse vorhanden, mit der der Rahmen R stets verbunden bleibt, während eine zweite Bandbremse erst bei größeren Ausschlägen in Wirksamkeit tritt und auch von einem den Kreisel bedienenden Steuermann nach Bedarf angezogen werden kann. Unter gewöhnlichen Umständen kommt nur die Flüssigkeitsbremse in Betracht. Dadurch werden die Kreiselanschläge aufgenommen und unschädlich gemacht;

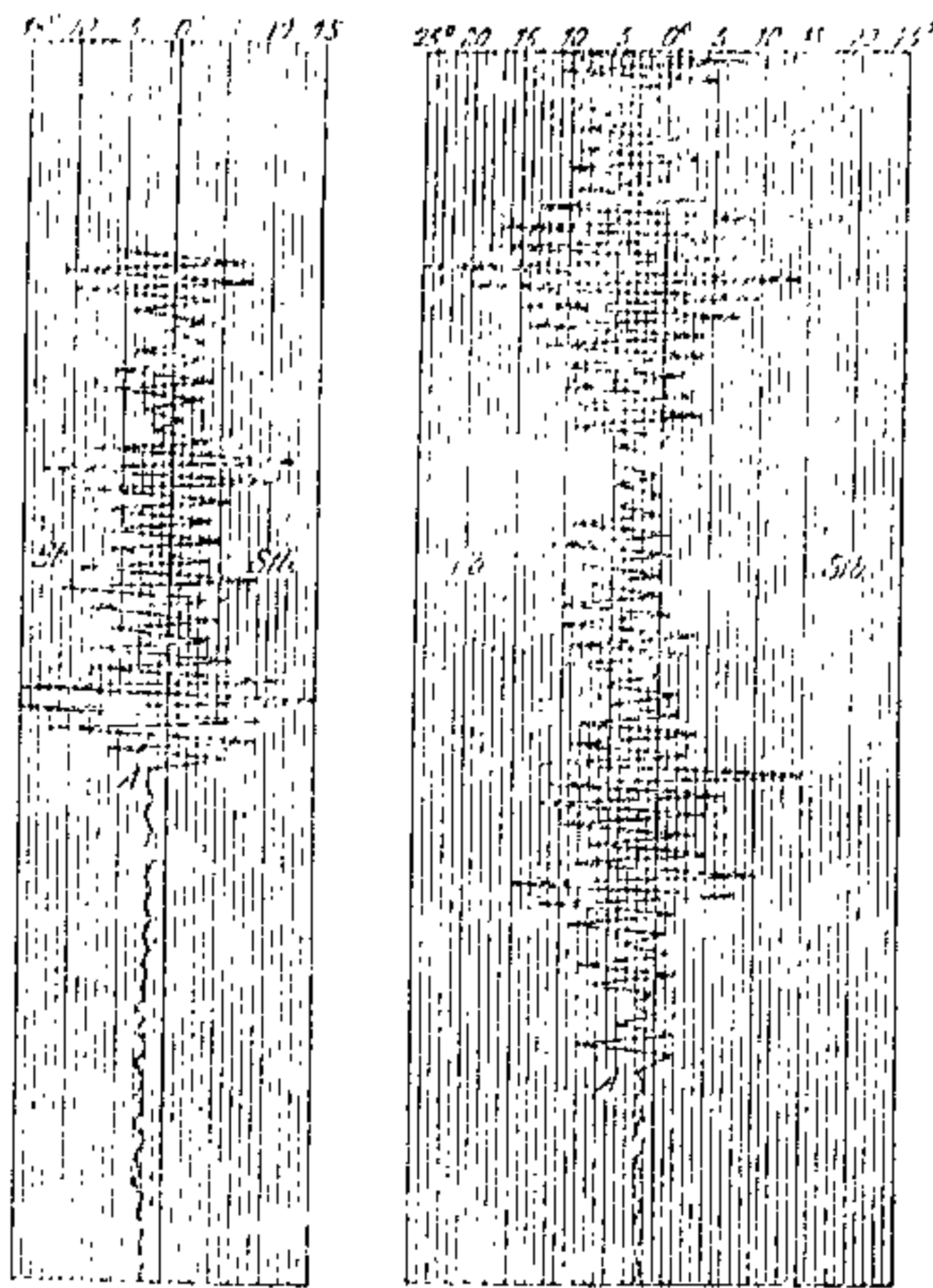


20 Bild. Der Einbau des Schlickschen Schiffskreisels.

sie werden in Wärme umgewandelt. Da aber das Schiff nicht fest steht, so treten statt der Rollbewegungen sogenannte Stampfbewegungen auf, das sind Bewegungen, bei denen das Schiff in der Längsrichtung schaukelt. Wegen der Länge der Schiffe sind diese Stampfbewegungen aber sehr gering, um so geringer, weil sie viel schneller abnehmen als die Schiffslänge wächst. Um nun zu zeigen, wie der Kreisel in ein Schiff

eingebaut wird, ist hier ein Bild des Verbandsdampfers „Seebär“ wiedergegeben, das im Durchschnitt gezeichnet ist und den Streifen vor den Messeln zeigt. Das Schiff ist 35 1/2 Meter lang, seine größte Breite beträgt 3,6 Meter, der mittlere Tiefgang 1,01 Meter. Der äußere Durchmesser des Streifenrades ist 1 Meter, das Gewicht des Streifenrades ohne Welle 502 Kilogramm (10 Zentner). In einer Minute macht es 1600 Umdrehungen, so daß jeder Punkt des Umfanges eine Geschwindigkeit von beinahe 81 Meter in der Sekunde besitzt. Das Streifenrad selbst wurde in einem Stück aus geschmiedetem Flußstahl hergestellt. Mit dieser Anordnung werden Verbinde ausgeführt. Die Mannschaft lief plötzlich auf die eine Seite. Dabei schaukelte das Schiff nur wenig. Und bei den Verbindefahrten wurden die Schwingungsdiagramme aufgenommen. Unter 21. Bild zeigt ein solches. Die Zickzacklinien bezeichnen das Hin- und Herbgehen des Schiffes. Wurde der Streifen eingestellt, so verringerten sich die Schwingungen um das Fünfache. Die großen Zickzacklinien veranschaulichen das Schaukeln des Schiffes, während die kleine die Schiffsschaukelungen bei anlauendem Streifen darstellt. Die sonst noch vorhandenen Fehler, die das Anbringen eines Streifens in einem Schiffe verursacht, sind in neuester Zeit dadurch beseitigt worden, daß man zwei Streifen eingebaut hat, die so arbeiten, daß die von ihnen erzeugten Stampfbewegungen sich gegenseitig aufheben. Der eine Streifen hebt im Vorder, der andere im Hinterchiff.

durch zwei an den Drehgestellen angebrachten Elektromotoren angetrieben, deren jeder 80 Pferdekraft leistet. Es sind zwei Streifen vorhanden, die wie der Schlichte Schiffstreifen den Wagen im Gleichgewicht erhalten. Sie laufen mit 3000 Umdrehungen in der Minute.



21. Bild. Ein Verbandsdampfer mit und ohne Betrieb des Schiffstreifens.

Die Schwungräder sind in ein luftleer gepumptes Gehäuse eingebaut, damit sie möglichst wenig Widerstand finden. Dieser kolossale Wagen nahm nach dem Durchlaufen einer Kurve von 32 Meter Halbmesser eine entgegengesetzte von 10 1/2 Meter mit voller Belastung

bietet, aber immer nur mit drei Personen Belastung fährt. Er wird durch zwei Motoren angetrieben und hat ebenfalls zwei Streifen, die mit 8000 Umläufen in der Minute gehen. Nach keinen Aufwindungen mußte man einen schnell fahrenden Wagen erwarten, der mindestens seine 100 Kilometer in kleinen Stunden nehmen könnte. Die Vorführungen des kleinen Wagens mit 8 Kilometer Höchstgeschwindigkeit bedeuteten eine große Enttäuschung. Warum nicht eine größere Geschwindigkeit gewählt wurde, war nicht zu erfahren. Jedenfalls war es da, aber gerade, was er praktisch zeigen sollte. Denn daß der Streifen imstande ist, bei entsprechender Ausführung beliebig große Lasten, in Massen wie große Züge, zu stabilisieren, wissen wir seit Schlick, aber nicht, daß ein Wagen praktisch mit 200 Kilometer in der Stunde durch das Land laufen und dabei einvernehmlich nehmen kann.

Das Kind im Rechts- und Gesellschaftsleben.

Von Karl Frohme.

Wenn man mich fragen würde nach der Menschheit größtem und heiligstem Gut, so würde ich antworten: die Sünde der Weisheit? Das ist mit wenig Worten gesagt. In den Kindern haben wir die größtmögliche Gewähr für den Fortbestand und stetige Erneuerung und Verjüngung unserer Geschlechter. In dauerndem, ununterbrochenem Wechsel, nicht plötzlich, sondern im natürlichen Verlauf der Menschenalter lösen die Generationen einander ab; die heranwachsende junge, tritt an die Stelle der alternden und überlebenden; sie übernimmt von dieser als sicherem unverstörbarem Geleise der Entwicklung dem Geiste des Fortschritts unterworfenen Ge-

die ganze Summe der kulturellen Zustände und Einrichtungen der Kulturbegriffe und kulturellen Aufgaben, in die hineingeboren worden ist, in die sie sich mehr und mehr hineinlebt, um an ihrem Ende zu vollbringen, was je nach dem Gange oder Ungange der Verhältnisse möglich ist.

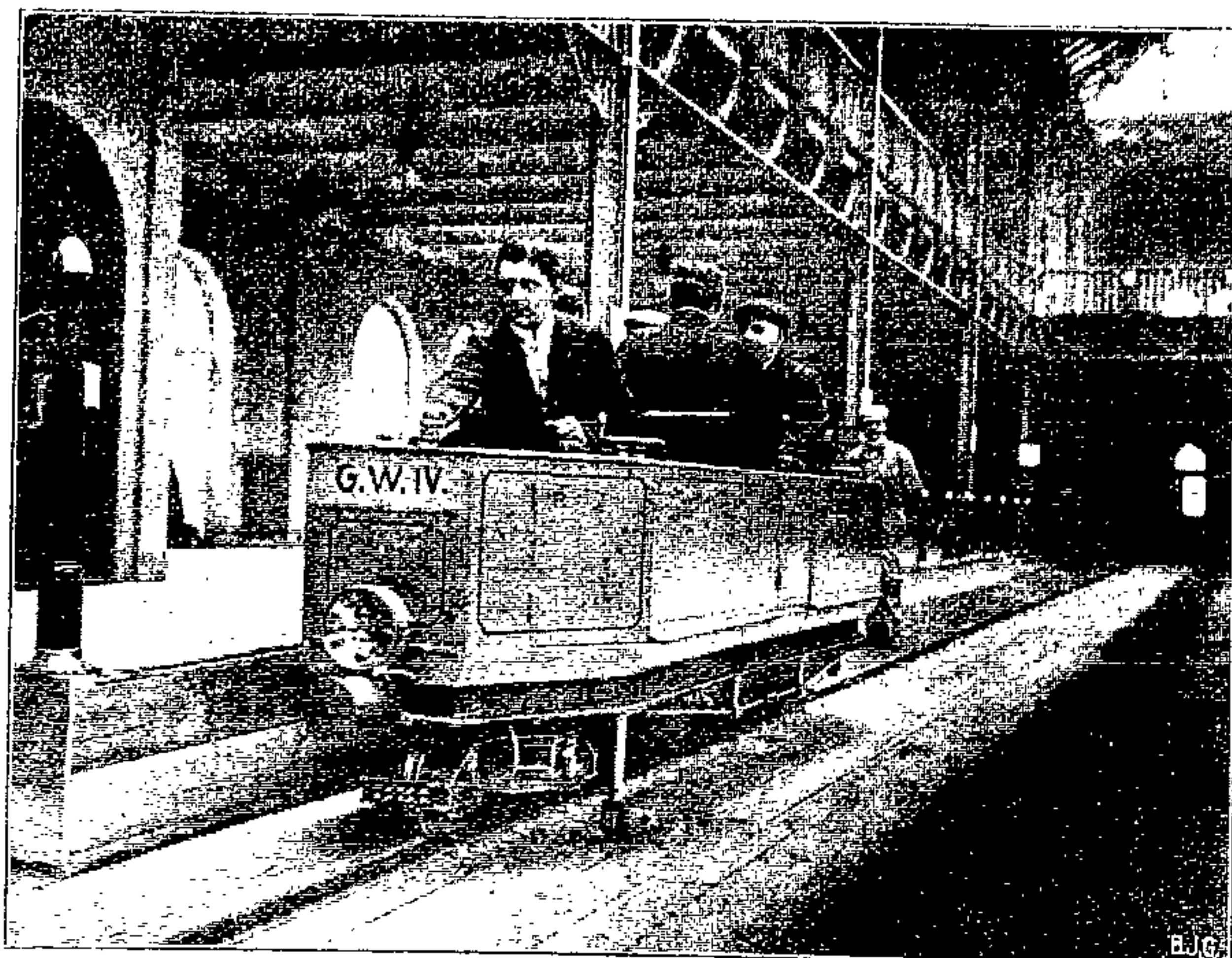
Die Erfüllung dieser Pflichten gegen die ständemwelt stelle ich an die Spitze der in sich selbst geheiligten Gebote der Vernunft und Humanität. Das als soziale Macht ist offenbare Maß von Liebe und Wohlwollen, Zärtlichkeit und Schutz, das die Kinder genießen, ist immer eines der wichtigsten und zuverlässigsten Merkmale des Standes der Kultur, des Grades sittlichen Bewusstseins und sozialer Empfindens.

Ist die Lehre richtig, daß die Liebe zu den ständemwelt das Bewußtsein, ihnen gegenüber über sittliche Verpflichtungen zu

zu haben, in der Natur des Menschen begründet, ihm „eingeboren“ ist? Schmecken wir, daß in dem natürlichen Verhältnis der Eltern, besonders der Mutter zu den Kindern wenigstens die Keime dieser Liebe und dieses Bewusstseins schon liegen, obwohl die unmöglichste Barbarei der Antikultur beständig. Aber Liebe und Pflichtbewußtsein in ihrer Eigenschaft des Sittlichen, das im sozialen Wesen und für dieses seine Betätigung stehen muß, haben mit der Natur nichts zu tun. Es gibt weder eine von einer Gottheit „eingegebene“ noch eine „angeborene“ oder „in der

Eine bemerkenswerte Verpflanzung hat der Schlichte Schiffstreifen vor einigen Jahren durch einen Engländer Louis Brennan in Billingham erfahren. Dieser Mann setzte den Streifen auf Landfahrzeuge, die auf einer Schiene liefen. Es ist ja ganz klar, daß es gar keine Schwierigkeiten macht, einen Streifen auf eine Schiene zu legen. Er wird dort natürlich keine Streifen-eigenschaften nicht verlieren und ebenso balancieren wie sonst irgendwo. Damals zeigte Brennan einen kleinen Wagen, auf dem ein Knabe saß. Als Schiene diente ein Gasrohr, das auf dem Wege über einen kleinen Fluß durch einen Draht ersetzt wurde. Es ist keine Frage, daß eine derartige Einrichtungsart eine Bahn vor unserer jetzigen zweischienigen große Vorzüge besitzen muß; in Gebirgsgegenden und überall, wo die räumlichen Verhältnisse Beschränkungen auferlegen, gestattet sie eine Anpassungsfähigkeit an das Terrain, wie man sich nicht besser wünschen kann. Für hohe Geschwindigkeiten wäre bei der Einrichtungsart die Frage des Doppelgleises bald an der Grenze der Leistungsfähigkeit anlangt.

Am 10. November 1909 hat Brennan nun einen größeren Wagen in Betrieb gesetzt, der für Lastenförderung bestimmt ist. Der vollständige ausgerüstete Wagen wiegt 22 Tonnen und kann eine Ladung von 15 Tonnen aufnehmen. Bei 12,6 Meter Länge ist er 3,01 Meter breit und von der Schiene bis zum Dach des Führerhauses fast 1 Meter hoch. Der Wagenkasten ist von gewöhnlicher Art; er ist installiert auf zwei Drehgestellen mit je zwei hintereinander angeordneten Rädern von fast 1 Meter Durchmesser. Sie haben natürlich einen doppelten Spurkranz, damit sie nicht von der Schiene hinuntergleiten. Der Wagen wird



Einrichtungs-wagen.

bei einer Geschwindigkeit von 12 Kilometer in der Stunde. Die Streifen hielten den Wagen auch dann noch im Gleichgewicht, wenn auf der einen Seite des Wagens 38 Personen Platz genommen hatten. Das ist jedenfalls ein viel großartigerer Versuch, als ihn der Berliner Zeitungsverleger Scherl hat ausführen lassen, der hierzulande die Idee aufgenommen hat und sie nun mit riesigem Aufwand als sein neiges Nachwerk kopiert. Sein Wagen (siehe Abbildung) ist ein kleines Modell von wenigen Metern Länge und etwa 1 Meter Höhe, der für etwa 5 Personen Platz



Winterabend. Nach dem Gemälde von D. Burkel.

Natur begründete“ Sittlichkeit. Darüber hat die forschende Wissenschaft nicht den geringsten Zweifel mehr gelassen, daß nicht die Natur, sondern die Geschichte, die unangesehene Tätigkeit des menschlichen Verstandes, die Urheberin des Sittlichen ist, und zwar nicht nur der zur Form des Bewußtseins erhobenen Gedanken, der sittlichen Normen, Ideen und des dieselben in sich bergenden sittlichen Gefühls, sondern auch des sittlichen Willens, der den natürlichen rohen Egoismus überwindet. Im Zuge der geistigen und kulturellen Entwicklung ist die Gattenliebe, die pflichtbewusste Liebe der Eltern, der Stammes- und Volksgenossen zu den Kindern und die Pietät der Kinder gegen die Eltern und das Alter überhaupt entstanden.

In den Zeiten der urwüchsigen Barbarei war rohe Selbstsucht und Lieblosigkeit, die sich auch auf die Kinder erstreckte, wohl allgemein ein Grundzug des menschlichen Wesens. Die Kinder waren der absolutesten elterlichen Gewalt, bezw. der Gewalt des Vaters oder der Mutter unterworfen, — ein Zustand, der sich auch noch weit hinein in die ersten Zeiträume der Kultur erstreckte. Vom „arischen Muttervolke“ hat Rudolph von Thiering in seiner „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ überzeugend nachgewiesen, daß weder die Liebe der Eltern zu den Kindern, noch die Pietät der Kinder gegen die Eltern einen Grundzug seines Charakters bildete. Nur der Sohn wird bei seiner Geburt mit Freuden empfangen, die Tochter mit Widerwillen. Töchter zu haben ist ein Jammer, Söhne bildeten den Ruhm und Stolz des Vaters.“ Den Sohn hebt man auf (das tollere liberos der Römer, das sich auch bei den Germanen wiederholt). In der Aussetzung der Töchter erblickt die Volksmoral nichts Anstößiges. Der Stolz des Vaters auf seinen Sohn hat mit der wahren Liebe nichts zu schaffen. Der Vater, der auf den Sohn stolz ist, ist es auf sich selber, daß er der Vater ist. Der Stolz ist nur eine Form der Selbstsucht, die wirkliche Liebe aber ist das gerade Gegenteil derselben.

In einer spätern Epoche, die die Unkultur bereits überwunden hatte, treffen wir auf eine Beschränkung des Rechtes des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder. Neue und bessere durch das soziale Leben gezeitigte Sitten milderten dieses furchtbare Recht. So geht schon durch die altindischen Rechtsammlungen ein vornehmlich auch auf die Kinder gerichteter Zug des Wohlwollens. Als das Ehe und Familie zusammenhaltende und regierende Prinzip erscheint nicht mehr die Gewalt, sondern die Liebe. So soll nach den Gesetzen Manu der Mann mit Gattin, Kindern und Gesinde sogar jeglichen Wortwechsel vermeiden; „seine Frau und seinen Sohn soll er wie seinen eigenen Körper behandeln, seine Tochter als den höchsten Gegenstand seiner Zärtlichkeit.“ Kindesaussetzung erscheint als ein schweres Verbrechen. Auch seine Kinder zu verkaufen ist im allgemeinen als Verbrechen erklärt, nur in höchster Not mag der Vater dazu seine Zuflucht nehmen. Das Recht der Züchtigung, das gegen den Sohn wie Schüler ausgeübt werden darf „zum Behufe ihrer Fortschritte in der Wissenschaft“, ist wenigstens größerem Mißbrauch dadurch entzogen, daß die Züchtigung nur mit einem Strick oder einem Bambusstöckchen und nur auf den Hinterteil des Schuldigen erlaubt werden darf. Jede andere Züchtigung wird bestraft gleich einem Diebstahl. Tötet der Vater seinen Sohn, so begehrt er eine besonders verbrecherische und sündhafte Tat. Schon das Verlassen eines Kindes ist ein Verbrechen und mit hoher Geldstrafe gebüßt. Nach einem anderen Gesetz wird die Kindesmörderin verstümmelt und von Tieren zerrissen. Nicht einmal die Aussetzung von Krüppelhaften und Miß-

geborenen scheint nach den altindischen Gesetzen geduldet gewesen zu sein, da solche zwar für erbunfähig erklärt, die Anverwandten aber verpflichtet werden, für ihre Nahrung und Kleidung in ausreichender Weise zu sorgen.

Auch bei den Ägyptern finden wir das Bemühen, die Kinder wenigstens gegen äußerste rohe Gewalt der Eltern zu schützen. Nach dem Zeugnis Diodors wurde den Eltern im Interesse des Staatswohles die Pflicht zuerkannt, durch Aufziehung aller ihrer Kinder zur Vermehrung der Bevölkerung beizutragen. Zwar wurden sie wegen Kindstötung nicht mit dem Tode bestraft, „da es nicht gerecht schien, denen das Leben zu nehmen, die es ihren Kindern gegeben“. Aber man zwang sie, drei Tage und Nächte lang auf einem öffentlichen Plage, von zahlreicher Wache umgeben, den Leichnam ihres Kindes in den Armen zu halten, — bei dem ägyptischen Klima, das die Leichen bald in Verwesung übergehen ließ, gewiß eine fürchterliche Strafe, „durch die man ihnen einen Schmerz zu bereiten glaubte, groß genug, um sie für die Zukunft von ähnlichen Verbrechen abzuhalten“.

Bei den Hebräern haben wir die in den sogenannten mosaischen Gesetzen begründete Auffassung, daß zahlreiche Nachkommenschaft ein Zeichen des göttlichen Wohlgefallens ist, — eine Auffassung, die sich im Christentum wiederfindet. Kinderlos zu sterben war schmachvoll und erschien als Fluch des Himmels. Nach den Talmudisten darf sogar ein kinderloser nicht Richter sein. Neue Gesetze enthalten zwar kein direktes Verbot der Kindstötung, aber aus ihrem ganzen, besonders in vorerwähnter Auffassung zum Ausdruck kommenden Geiste darf wohl entnommen werden, daß jede Art von Kindstötung als unzulässig galt. Philo bezeugt, daß Kindesaussetzung als abscheuliches Verbrechen betrachtet und mit dem Tode bestraft wurde. Die Geschichte der durch ein barbarisches Gesetz eines fremden Herrschers bewirkte Aussetzung Moses beweist hiergegen nichts. Die kanaanitischen Götter der Kindesopferung wurden im mosaischen Gesetz strengstens verboten.

Im Gegensatz zu den betrachteten Völkern des Orients treffen wir bei Griechen und Römern gegen die Kinderaussetzung in Sitte und Gesetz eine auffallende Rücksicht, die sogar auf Kulturstufen noch fortdauert, bei denen andere Völker — z. B. die Germanen — diese empörende Unsitte längst überwunden und moralisch wie rechtlich verworfen hatten. Bei diesen beiden Kulturvölkern erscheint fast überall bis in verhältnismäßig spätere Zeit die Kinderaussetzung als sittlich und rechtlich zulässig, ja unter Umständen sogar als im Staatsinteresse geboten. Selbst Plato und Aristoteles konnten sich von diesen Anschauungen ihrer Zeit nicht freimachen. So fordert Plato für seinen Musterstaat als Mittel gegen Ueberschwemmung und gegen das Heranwachsen geistig oder körperlich mangelhaft gebildeter Kinder u. a. auch Aussetzung oder Tötung derselben. Nach Aristoteles soll keine verkrüppelte Geburt aufgezogen werden, und wo etwa Gesetz und Sitte der Aussetzung entgegen seien, solle wenigstens gesetzlich festgestellt werden, wieviel Kinder erzeugt werden dürfen. Kinderaufziehung betrachtete man, im Gegensatz z. B. zu den Juden, größtenteils als eine unbequeme Last, als ein zur Erhaltung des Staates notwendiges Uebel. In demselben Maße wie der Widerwille gegen Ehe und Kinderaufziehung sich geltend machte, griffen die korrespondierenden Verbrechen der Kindesaussetzung und des Kindesmordes um sich.

Von allen übrigen Völkern zeichneten sich die als „beschränkt“ verschrienen Thebaner dadurch vorteilhaft aus, daß sie die Kindesaussetzung bei Todesstrafe verboten und dafür im Falle drückender Armut — der am Ende noch verzeihlichsten Ursache der Aussetzung — dem Vater gestatteten, sein neugeborenes Kind

der Obrigkeit zu übergeben, die es an den Meistbietenden verkaufte und den Käufer zur Erziehung des Kindes verpflichtete, das ihm dann später dafür Sklavendienste zu leisten hatte.

Bei den Spartanern war die Kindesaussetzung zwar nicht gesetzlich verboten, aber doch wenigstens der Willkür und Grausamkeit des einzelnen entzogen, indem obrigkeitliche Mitwirkung dabei vorgeschrieben war. Humanität spielte allerdings keine Rolle, lediglich der Gesichtspunkt des Staatswohles war maßgebend. Das Gesetz Lykurgs wollte eine Garantie dafür schaffen, daß nur gesunde und für den Staat brauchbare Kinder aufgezogen würden. Die Eltern mußten ihre neugeborenen vor die Versammlung der Gemeindeältesten tragen, die zu entscheiden hatte, ob das Kind nach seiner Körperbeschaffenheit zu behalten und aufzuziehen oder in der Schlucht des Taygetus auszusetzen sei.

In Athen war nach dem Gesetze Solon das Schicksal aller Kinder ganz in die Willkür des Vaters gegeben; die Tötung des Kindes durch den Vater war gestattet. Die Kindesaussetzung war geduldet und allgemein gebräuchlich; von ihr wurden vornehmlich Mädchen betroffen. „Einen Sohn ernährt jeder, auch wenn er arm ist, eine Tochter aber seht er aus, selbst wenn er reich ist.“ (Posidippus.) In älterer Zeit war auch der Verkauf der Kinder zum Zwecke der Schuldzahlung gestattet. Solon gestattete den Verkauf der in Unzucht erlittenen Tochter.

Bei den Römern ging die durch keinen Alterstermin begrenzte Hausgerichtsbarkeit des Vaters bis zur Todesstrafe. Auf Tötung des Kindes durch die Mutter war Kapitalstrafe gesetzt. Der Vater hatte auch das Recht der Aussetzung und das Verkaufsrecht. Letzteres konnte gegen Söhne dreimal, gegen Töchter und Enkel beiderlei Geschlechts nur einmal ausgeübt werden.

Eine Reihe von Gesetzen schränkte im Laufe der Zeit die väterliche Gewalt ein. Die Einmischung der Obrigkeit in die Hausgerichtsbarkeit wurde statuiert, so daß zur Tötung des Kindes ein förmliches richterliches Urteil erforderlich war. Einige Kaiser suchten den Kindesverkauf nach und nach abzuschaffen (so Diokletian und Maximian). Konstantin „der Große“ erlaubte den Verkauf, aber nur von Neugeborenen, bei großer Armut und unter Vorbehalt des Rückkaufsrechtes. Dieser Verkauf war gegenüber der Aussetzung oder Tötung des Kindes immerhin ein kleineres Uebel.

Die Aussetzung Neugeborener war bei den Römern ursprünglich ein unbedingtes Recht des Vaters. Er erkannte das auf dem Boden liegende neugeborene Kind erst dadurch an und gab ihm gewissermaßen „ein Recht auf das Leben“, daß er oder sein Stellvertreter es aufhob, an die Brust oder auf die Knie nahm und in den Schutz der Göttin Levana stellte. Die nicht aufgehobenen Kinder wurden ausgefetzt. Aber schon früh wurde die beschränkende Bestimmung erlassen, daß alle Knaben und neugeborenen Mädchen aufgezogen und überhaupt kein Kind unter drei Jahren getötet werden sollte, außer wenn es gleich bei der Geburt krüppelhaft wäre. In letzterem Falle sollte es ausgefetzt werden dürfen, wenn fünf Nachbarn des Vaters, denen es gezeigt werden mußte, damit einverstanden waren.

Das Los der ausgefetzten Kinder war in der Regel ein grauenvolles; verhungerten oder erfroren sie nicht, wurden sie nicht von wilden Tieren zerrissen, so erwartete sie ein Leben voll Elend und Schande. Es war ein besonderes Geschäft, ausgefetzte Kinder aufzufuchen, um sie zum Gladiatorenergewerbe oder zu Prostituierten aufzuziehen. Auch verstümmelte man sie grausam, um sie zur Bettelerei zu mißbrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Los.

Erzählung von Clara Viebig.

Better Maus war ein netter Mensch. Handwerker — man sah es an seinen Händen — und nun wollte er hier in Berlin gern eine Polier- und Möbelschleiferei anmachen. Landsberg war doch nur eine kleine Stadt und der Verdienst auch danach. Wenn hier nur nicht so viel Betriebskapital nötig wäre! Er leuchtete und seine gutmütigen blauen Augen sahen mit einem ganz schwermütigen Ausdruck vor sich hin.

Ja, das war wahr, in Berlin mußte man Geld haben, da kostete alles doppelt! Das Ehepaar Maus stimmte darin überein.

„Aber man hat doch hier 'ne ganz andere Chance, voranzukommen,“ sagte Fräulein Mieder. Dem stimmte nun wieder Herr Maus aus Landsberg zu.

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft. Fräulein Mieder kam vor der Hand gar nicht dazu, von dem zu sprechen, was sie eigentlich ergelbst hätte. Erst als sie mit der Maus in die Küche ging, um ihr beim Abendbrotherichten zu helfen, ließ sie sich auf einen Schenkel fallen und leuchtete: „Mir ist so bange!“

„Sie leben auch ganz schauerhaft mitgenommen aus,“ sagte die Freundin.

Als Frau Maus erfuhr, warum es Fräulein Mieder so bange war, war sie erst ganz empört: so was hinter ihrem Rücken zu tun! Am Ende hätte sie doch wieder mitgespielt! Und dann begann sie auf die Lotterie mächtig zu schimpfen: eine Gaunerei, eine Verführung, weiter nichts; sie war nur da, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Man gewann ja doch in keinem Leben nichts!

Da raffte sich Fräulein Mieder auf: man gewann doch! Ihre Augen funkten, ihre Stimme war stark. Sie war beredt wie sonst nicht; es war die überzeugende Kraft sicherer Hoffnungslosigkeit, die aus ihr sprach.

Die Maus, die erst den Kopf geschüttelt, dann mit den Achseln gezuckt hatte und dann mit großen Augen zugehört, wurde auch gewacht. Nein, es war schändlich, daß sie nicht auch mitgespielt hatte! „Das kann ich Ihnen gar nicht verzeihen, Mwine!“ Sie war tiefgekränkt, und ein Kleid wuchs in ihr, der sie scheel blickte nach. Erst als Fräulein Mieder ihr versicherte, sie würde die Freundin nicht leer ausgehen lassen, gewann ihre Gutherzigkeit wieder die Oberhand. Sie sah Fräulein Mieder um die Taille, zog sie ins Zimmer und posante da laut vor den Herren deren glückliche Aussichten aus.

„Na, hat sie's denn schon gewonnen, das große Los?“ sagte lachend Herr Maus; er war im Freigeist. „Erst auf den Tisch des Hauses gehen, denn flauhe ich dran!“

Ordentlich bestig fuhr ihm seine Frau über den Mund: „Ach Du, sei Du man stille! Natürlich Du, Du flauhst ja an nichts!“ Da lachte er auf zu lachen.

„Ach habe noch nie gespielt,“ sagte der Better Maus. „Aber Ihnen kann man ja denn bald gratulieren, Fräulein!“ Treuherzig sah er sie an. Er lachte, und doch glaubte sie in seinen Augen ein gewisses Bedauern zu entdecken, eine ganz leise, nicht zu unterdrückende Wehmüt. Lieber Gott, ja, der Mensch wollte sich so gern stabilisieren! Der könnte auch gut das Geld gebrauchen!

Fräulein Mieder war heiter; wenn sie keine Sorgen hatte, fehlte es ihr nicht an Humor. Und sie hatte jetzt keine Sorgen. Die Gesellschaft kam nicht aus dem Lachen. Es war ein glücklicher Abend.

Und lange noch, jeden Abend der folgenden Woche und auch jeden in der darauf folgenden, dachte Fräulein Mieder, wenn sie so ganz allein war an diesen glücklichen Abend und zehrte

von ihm. Herr Maus aus Landsberg war wieder abgereist. Er würde sich's doch noch überlegen ob er sich hier etablierte, schrieb Frau Maus auf einer Postkarte. Und er ließ dem Fräulein freundschaftlichen Gruß übermitteln.

Es tror. Es kamen viele arme Leute an die Tür, obgleich das Schickschen angenehm war. „Witallied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei.“ Die Hausbatterin gab immer einen Zehner aus eigener Tasche. Es ging ihr jedesmal ein Stich durchs Herz, wenn sie die Armut sah, besonders wenn eine arme Frauensperson kam. Ach, daß sie noch nicht reich war, um viel, recht viel geben zu können! Sie träumte mit offenen Augen.

„Ach weiß nicht, was das jetzt ist,“ sagte der Rechtsanwalt eines Tages ganz ärgerlich. „Sie haben die Rische so versalzen und verpfeffert, daß einem der Schlund wie Feuer brennt. Und zwei Tage hintereinander setzen Sie mir schon ausgekochtes Zimpenfleisch vor!“

„Was ist denn eigentlich los mit Ihnen?“ Er dachte nicht an die tolle und letzte Ziehung. Aber sie dachte daran.

Die dauerte ja über vier Wochen, es war die größte Ziehung, die meisten Gewinne und nun war schon eine Woche dahin! Meine Nacht icher Fräulein Mieder mehr; mager war sie immer gewesen, aber nun ward sie dürr, und nun ihren Mund grub sich eine Schmerzenspalte. Es war ihr oft sehr schlecht; das alte Uebel meldete sich wieder stark. Aber sie ging nicht zum Arzt, sie wußte ja, der konnte ihr nicht helfen durch eine Arznei oder Einreibung, O, nur nicht zum Arzt!

Es war ein sehr heller und schöner Dezemberstag, als sie in dem kleinen Keller bei der Auherten stand und Grünkohl einkaufte. Bis nach der Marktballe war's ihr jetzt immer zu weit, die Rische wollten sie oft kaum tragen.

Aus der Destille von gegenüber kam der Mann der Auherten jetzt in den Keller herab, seine Pantinen, die sonst nur verdrossen klapper ten, klapperten heut eilig. Als er das Fräulein mit seiner Frau handelnd fand, stuchte er: was, die stand hier und redete noch lange wegen fünf Pfennigen? Wußte die denn noch nichts? Der Buchhalter, der Herr Weichle, der hatte es doch laut genug ausgesagt. Nein, die hatte keine Ahnung! Aber als er in ihr bleiches, abgezehrttes Antlitz mit den tiefliegenden Augen sah, dachte er: schonend muß man's der aber beibringen. Und so sagte er denn: „Det ha'u Se och nich nötig, hier zu stehen un meiner Ofen wat abzuwachen. Freilein, schämen Se sich denn nich? Wir sind man nur arme Leute. Aber Sie — na, Sie —“ er winkte bedeutsam seiner Frau zu, die neugierig aufsauckte, und rollte mit den Augen. „Sie haben det große Los gewonnen. Eben is's raus!“

Sie sagte kein Wort, sie starrte ihn nur an mit verwirrten Augen und dann, beide Hände hochhebend, fiel sie stumm um.

„Ei weh, det dachte ich mir doch schonst. Jetzt liegt se man de Kohlköpfe. Na, die Freidel!“

Sie lagen sie auf zwischen den Kartoffeln und Kohlköpfen und setzten sie auf einen Stuhl, den sie nebenan aus ihrer Kellertube holten. Es dauerte lange, bis sie wieder zu sich kam, willenlos hing ihr der bleiche Kopf auf die Brust. Sie rieben ihr die Schläfen mit Essig, der Mann lief hinüber in die Destille: ein Pfefferminz, der war gut bei so was!

In der Destille saß noch ein ganzer Haufe. Der Fall Mieder wurde erörtert mit Leidenschaft. Na, aber man gönnte es ihr, sie war ja auch eine arme Person! Als Herr Zuchert den

Pfefferminz für die Schwächliche herübertrug, räumten sie alle mit. Der enge Kellertub zu Auherts Tisch und Gemüßbehandlung war geklopft voll Menschen. Mit beiden Armen mußte die Frau abwehren: „Zurück!“ Was gab es denn hier zu gaffen? „Acht ihr man, laßt!“

Die Kennerigen machten lange Sätze, die Auherten drängten die Vordersten, jeder wollte sie sehen.

Da saß die glückliche Gewinnerin auf wummeligen Stuhl, hielt sich beide Hände vor das Gesicht und weinte Tränen von Lächeln.

Annatallhunderttausend Mark betrug der Hauptgewinn. Fräulein Mieder hatte ein Viertellos, alle fielen auf sie einhundertfünf und zwanzigtausend Mark, blieben ihr nach den bestimmten Abzügen noch einhundertachtundsechzigtausend Mark. Ein schönes Geld!

Am Frenzlaner Viertel war eine Aufregung wie zu jener Zeit, als der arme Ansbinder mit einem Schlag reich geworden war und das Zentrum verließ, um nach dem Westen zu ziehen. Nun hatte das Frenzlaner Viertel noch eine Verühmtheit mehr.

Ob das Fräulein auch nach dem Westen verziehen würde? Man hoffte: nein. Hier hatte sie doch ihr Glück gemacht, hier konnte sie's auch verzehren und anderen was zukommen lassen bei Bedarf. Fräulein Mieder bekam so viele Anerbieten, als ob sie mindestens einen Hansbalk von zwanzig Personen hätte. Der Eine bot ihr Holz und stehlen an, der Zweite prima Wurstwaren und Mägenwalder Gänsebrüste, der Dritte Kartoffeln und Serringe, der Vierte Salzwöl, Parfümerien, Seife und Ruder, der Fünfte Schutzwaren nach Maß zu Vorzugspreisen, der Sechste dies, der Siebente jenes. Der Stammann an der Ecke, der sie schon immer mit Hochachtung bedient hatte, steigerte jetzt die Hochachtung; er bot der gnädigen Herrschaft sein Kaiseranzugswehl an und feinte Raffinade, Mosinen, Mandeln, Zitronat, alles zum Stückchenbacken.

Vor der Hand war die Reichgewordene noch im Frenzlaner Viertel. Es verwunderte alle Leute. Auch bei dem Rechtsanwalt war sie noch. Das konnten sie erst recht nicht begreifen. Auch Fräulein Mieder begriff sich nicht. Aber es wurde ihr zu schwer, sich zu trennen. Ihr war bange, von dem Ort fortzugehen, wo das Glück sie gefunden hatte. Abwarten wollte sie erst. Abwarten — was denn noch? Hatte sie denn jetzt nicht alles, was ihr Herz begehrte?

Werkwürdig, daß ihr kein Not auf die Waden kommen wollte, daß sie so müde war, als möchte sie lieber sterben. Der Rechtsanwalt fragte sie öfters, was ihr denn fehle? „Gar nichts,“ sagte sie dann und lachte, wenn er den Kopf schüttelte.

Ihre Freundin Maus war böse mit ihr. Das betrückte sie sehr. Die schönen Kleiderchen, die sie den Kindern hingeschickt hatte zu Weihnachten, und die seidene Bluse für Frau Maus und der große Storb mit Schinken, Würsten, Rumsch und Pfefferkuchen hatte die Spannung nicht gemildert. Dies war bitter — die einzigen Menschen, die ihre Freunde gewesen waren!

Endlich, Neujahr ein Brief von der Maus! Eine schöne Gratulationskarte war darin. Ach, und wie nett sie noch dazu schrieb!

„Meine liebe Mwine! Alles soll vergeben und vergessen sein —“ freundschaftliche Wünsche folgten. Und zum Schluß — Fräulein Mieder lächelte, das Blut stieg ihr in die Wangen — zum Schluß stand da: „... Better Maus aus Landsberg kommt mal wieder her, bitte, besuchen Sie uns doch auch recht bald, vielleicht nächsten Sonntag?“

(Schluß folgt.)

Gebet.

Wetter! keine frostige Ewigkeit! Eine freundenmossige Jugendzeit, Eine nie sich löbende Liebeswonnen übende Seltigkeit!

Nicht mit Lorbeerblatte mir Lohn, o Welt! Weib, o Weirtenschatte, mir Still gefest, Bis mir aufs vergeffene Grab einft der zupreffene Schatten fällt.

Friedrich Rückert

Freundschaft. Neben Mötzen sahen die beiden Freunde im Stadtpark auf der Bank unter der Majestätin und neben die alten Frauen, die Kinder, die Arbeiter und die jungen Mädchen an sich vorüberziehen. Sie sahen in die Gesichter der Leute, sie lachten über die Manier der Vorüberziehenden, sie erlauschten einige Worte der Passanten und ein Blick genügte den Freunden, um sich über alle Wunderlichkeiten, die sie miteinander sahen, zu verständigen.

Eines Tages kam eine junge Frau vorüber, die hatte dunkles, rothbraunes, wenn die Sonne darauf schien, aufleuchtendes Haar.

„Das ist sehr in Mode!“ lachte der Jüngere, „rothblondes Haar wird heuer nicht mehr getragen. Ich fürchte sich alle das Haar rothbraun. Du es nicht zu dünne, daß die Weiber sich ihre Haare wie auf ein gemeinsames Stimmband verhalten?“

„Ich finde es schön,“ meinte der Aeltere sorglos, „vielleicht ist es eitel.“

Eine Woche später sah der ältere Freund allein auf der Bank unter der Majestätin.

Die Frau mit dem rothbraunen Haar und der jüngere Freund standen vor dem Tore des Stadtparks.

„Bitte,“ sagte er zu ihr, „gehen wir nicht durch den Stadtpark!“

„Worum nicht?“ fragte sie heiter.

Er wurde rot im Gesicht und sagte schnell: „Ich will die bösen Schwärzereien der Leute nicht hören.“

Da erinnerte sie sich ganz deutlich an die hochsteigenden Augen, an das gemessene Gesicht des älteren Freundes, der damals an jedem Morgen mit dem jüngeren auf der Bank unter der Majestätin zu sitzen pflegte.

Später sagte sie einmal: „Es ist mir unverständlich, wie ein Mann wie Du mit so einem gemeinen, niedrigen Menschen verkehren konnte.“

Er schickte ihr besänftigend über das schöne rothbraune Haar.

„Die schwierigste Arbeit,“ flüsternd sagte sie: „haben Dir meine Haare schon damals gefallen?“

„Deine Haare waren das Erste, was ich an Dir sah. Jeden Morgen wartete ich auf den Moment, wo sie am Anfang der Allee aufleuchteten.“

„Plötzlich bekam ich die Idee, einen bösen, satanischen Zug.“

„Ich wette darauf,“ rief sie, „daß dieser Mensch nicht einmal meine Haare für echt hielt!“

„Ja,“ sagte er ruhig, „er hatte ein Duent, dem andern Eindruck zu verändern und Schönheiten zu verwechseln.“

Von diesem Tage an brachten sie über den Freund wähe mehr zu reden.

Nach langer Zeit sahen die beiden Freunde wieder am Morgen beisammen auf der Bank unter der Majestätin.

Eine junge Frau mit rothbraunen Haaren ging am Arm eines fremden Herrn vorüber.

„Du hast wirklich recht,“ lachte der Jüngere ganz überzeugt, „du hast schon vor längerer Zeit gesagt, daß es nichts Dämmeres gibt, als wenn sich die Weiber plötzlich wie auf Stimmband ihre Haare rothbraun färben.“

„Habe ich das gesagt?“ antwortete die andere sprachlos, „ich finde, dein rothbraunes Haar sehr schön. Vielleicht ist es eitel.“

Sie erinnerten diese Worte an die freundlichen Erlaubnisse des Lesers (Sonderausgabe) von dem Buche „Der Weltliche Götze“ von Stefan Großmann. Der Romanband enthält zwei Darstellungen und Novellen, deren Stoff meist dem archaischen Leben mit schwarzen Tönen abgesehen ist. Jede Erzählung ist ein in sich geschlossenes, feines Stimmungsbild, gut pointiert und formvollendet niedergeschrieben. So empfiehlt sich das Buch, das außerdem noch vornehm und prächtig ausgestattet ist, von selbst.

D. Red. d. „N. N.“

„Du bist doch wirklich ein indischer Paride,“ wollte der andere sagen.

Aber er redete über die ganze Sache lieber gar nichts und blieb nur einfach aus dem Stadtpark weg!

Ordnungsparteiliche Wahlagitation vor 60 Jahren.

Die verlogene Art, wie heute von Ordnungsparteilicher Seite die Wahlagitation gegen die Sozialdemokratie betrieben wird, ist nicht so ganz neu, wie man wohl denkt. Es gibt wenigstens eine Wahlbewegung, die 60 Jahre zurückliegt, wobei es schon ganz ähnlich zuging wie heute bei uns: vielleicht noch ein bißchen gröber wurde der Schwindel geübt. Als 1840 in Frankreich die Wahlen zur gesetzgebenden Nationalversammlung in Sicht kamen, schlossen sich die hauptsächlichsten republikanischen Parteien zur Ordnungspartei zusammen, deren Zentralkomitee in Paris in der Rue Portiers seinen Sitz hatte. Es brachte bedeutende Geldsummen zusammen, um den Kampf für Religion, Zucht und Ordnung gegen die Sozialdemokratie eröffnen zu können: es war nämlich darauf abgesehen, große Massen von Flugblättern über das Land zu verbreiten. In der Zeit von einem Monat hatte das Komitee schon fast 600 000 Flugblätter und Flugblätter in Umlauf gebracht. Darin wurde nun über die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei in einer Weise gelogen, die kaum noch zu überbieten ist. Von einem solchen Flugblatt genügt schon der Titel, um erkennen zu lassen, auf welchen Schwindel es hinausläuft: es überschrieb sich nämlich „Die Feiler“. In dem Brief eines Fortbureaumiers an seine Gemahlin wird folgende Charakteristik der roten Republikaner gegeben: „Die Republikaner sind entweder hehler oder Lächer; aber der hehler der roten laßt nicht viel. Wie ich sagt, sagt man gewöhnlich, entweder ganz gut oder ganz schlecht; die Republikaner sind aber ganz schlecht. Und dann ist ein roter eigentlich kein Mensch, es ist ein Mote; er denkt nicht nach, hört nicht mehr die Stimme der Vernunft, hat weder Gefühl für das Wahre, noch für das Rechte, weder für das Schöne, noch für das Gute. Eine Würde, ohne Moral, ohne Intelligenz; bramat er seine Freiheit, seine Meinungen, seine Ideen zum Opfer, um die größten und brutalsten Verbrechen zu tun; er ist ein gewöhnliches, gewöhnliches Wesen. Außerdem trägt er auf seinem Gesicht das deutliche Zeichen dieses Verfalls: eine niedergedrückte, vertehrte Physiognomie ohne Ausdruck mit erschöpften, beweglichen Augen die gegen die uns schlicht zu bliden wagen und schreien wie die Schweinsaugen.“ Nach dieser Verurteilung im schamlosen Verleumdungen politischer Gegner kann kaum noch überraschen, was der „Mene Lehrer des wachsenden Bauern“ der Landbevölkerung zu bieten wagt. Das ist eine Zusammenfassung von Gesprüchen, in denen ein Herr Hardy zwei Bauern, Augustin und Jean, über die roten befehrt, und zwar in diesem Zute: „Die Mitglieder der Verapartei sind wilde Republikaner oder vielmehr eine Art von Tzarinnen; sie sind schlaumer als die Wilden Amerikas. Die Sozialisten und Kommunisten sind noch radikalere Mitglieder der Verapartei; sie sind ein ganze Abenteuer, unheimlicher Menschen, von Tugenden verfolgt, die den Galeeren und Gefängnissen entflücht sind.“ Nun fragt Jean: „Aber wo wollen sie denn hinaus?“ und Augustin macht auf das Verkommen die Kubanwendung: „Hol's der Teufel, das ist klar genug; sie wollen die Hand in andere Taschen stecken.“ Das leistet dann Herr Hardy mit den Worten: „Nichts kann wahrer sein, Augustin; sie werden die noch Deine Frau vor der Nase wegnehmen, und Du darfst nichts dazu sagen.“ Es sind das typische Proben von dieser Ordnungsparteilichen Wahlagitation, von der ganz allgemein das Wort gilt: gelogen, wie gedruckt.

Albinos. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts entdeckte der Engländer Vaser auf einer Reise nach Australien, auf dem südlichen Nord- und Südamerika verbindenden Landstrich, in der Gegend von Kamana, unter der dortigen farbigen Bevölkerung Leute, die durch äußere Erscheinung besonders auffielen. Näher der eigentümlich weißlichen Körperoberfläche war es namentlich die Gestalt dieser Menschen; sie trugen nämlich den Kopf gekleidet, um die Augen vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Nachdem Vaser seine erste Entdeckung im Jahr 1699 an Menschenen so ist bekannt gemacht hatte, ließen sich allmählich Nachrichten, hauptsächlich aus solchen mit farbiger Bevölkerung, Nachrichten von dem Vorkommen dieser eigentümlichen Menschengattung in nicht die Leute damals für eine besondere Gattung - ein. Nachdem mehrere Kreise darauf aufmerksam gemacht wurden, fand es sich, daß es gar nicht nötig war, erstliche Wege nach zu suchen. Man entdeckte auch in Europa mit dieser eigentümlichen Hautfarbe lebende Menschen. An-

fangs wollte man mit diesen Leuten, die man Albinos oder Leukopathen nannte, nichts anzufangen. Man warf sie mit den Melancholischen zusammen, als idiotischen und mißgestalteten, meist mit einem Kröpf behafteten Geschöpfen, die sich in manchen Gebirgsgegenden vorfinden, wo der Melancholismus endemisch vorkommt. Man betrachtete hauptsächlich aus zwei Gründe die beiden Erscheinungen Albinismus und Melancholismus als primärgehörig, weil man gelegentlich auch einige Albinos mit dem Kröpf behaftet fand. Die beiden Erscheinungen haben jedoch nichts miteinander gemein. Während der Melancholismus, wie wir noch sehen werden, als eine Entwicklungsform in der Entwicklung angesehen werden kann, die noch aus einer embryonalen Phase hervorkommt, entstandlich ist der Melancholismus erst allmählich als eine Art Ausdrückung des Melancholismus. Die Melancholismus und Albinismus sind untereinander zu vergleichen, wie Albinismus gegenüber im Verhältnis über Gemessenheit. Aber die beiden Erscheinungen der Leukopathie selbst sind nicht weniger verschieden als wir heute noch nicht weiter als vor hundert Jahren, als ein Arzt Zober, der, um die von ihm beobachteten Albinos, in einer 1812 erschienenen Schrift seine Ideen darüber zu entwickeln suchte. Darin erklärt er die wahre Natur der Sache, der Haare und die roten Augen aus Mangel an Pigment (Korbinstoff), der im normalen Zustande überall vorhanden ist. Die Haut wird, wie über einigmal erwähnt, ein wenig an Eisenblech erhellende Farbe, die nur so mehr hervortritt, als das Gesicht und mancher Stelle an Armen und Beinen eine auffallende Röte zeigen. Wegen des geringen Mangels an Korbinstoff schimmern eben in der Haut durch die Haut durch, die in der Haut noch mit weißer sehr weichen dicken Albinos deckt. Die Haare des Kopfes, die Haare der Hände und Füße sind ebenfalls weiß, mit einem Stich ins gelbliche. Die Hautfarbe zeichnet sich durch feineren Weibheit und Zerknitterung aus. Die Augen erheben sich ebenfalls durch die geringe Pigmentierung in Pupille und Regenbogenhaut, von der die Leukopathen sehr dem Einwirkung des Sonnenlichtes leiden. Sie scheinen durch die geringe Pigmentierung der Augen und Regenbogenhaut des Kopfes zu verhindern zu tun. Die Augen sind nicht richtig und rufen sich oft einfallen von Sonnenlicht mit nach abwärts gerichteter Pupille in die Luft und die Leukopathen sind dann mit einem weißlichen Schleim überzogen und leicht entzündet. In manchen Fällen, so die der Schwere und Geduld, haben die Leukopathen die Leukopathie erkrankt, und hat die das „Frischen“ Schwärzen, das ja auch die noch sehr im Volksleben kurzzeit. So ist ein alter Mensch an, daß die Mutter eines Albinos, im dritten Monat ihrer Schwangerschaft vor einem weißen Menschen mit roten Augen erkrankt ist, daß sie vor Geburt geschrieben und mit den Händen ihre Augen bedeckt hatte. Jetzt nimmt man an, daß das Weib der Leukopathie in einer gewissen Stimmung im embryonalen Zustande liegt. Der Embryo ist im Mutterleibe mit einem feinen Flaumhaar versehen und die Augen ermangeln auch noch des Korbinstoffes. Es gibt eine Menge Abstufungen vom normalen Menschen bis zum unentwickeltesten Status eines richtigen Albinos. So können man mehr oder weniger umfangreiche Körperstellen der weißen Farbe zeigen, was sich an farbigen Menschen am auffallendsten zeigt. Die Leukopathen haben förmlich gekleidet oder „gekleidet“ erscheinen. Jetzt die Haut derartig weiß, so sind die darauf stehenden Haare auch weiß, so daß sich zwischen den schwarzen Haaren verschiedene Büschel solcher von ganz weißer Farbe zeigen können. Bei dem Leukopathie oder unvollkommen auszubildeten Albinismus besitzen die Augen, trotz einer gewissen Schwäche vor dem Sonnenlichte, doch keine ausgesprochen rote Farbe; die Haare sind zwar hart und fein, aber doch nicht auffallend weiß, sondern mehr gelblich bis hellblond. Die Eigentümlichkeit der Leukopathie ist nicht allein auf den Menschen beschränkt; Säugtiere und Vögel werden auch davon befallen. So gibt es weißer Zwerghühner mit roten Augen, ebenso wie andere Vögel. Bekannt sind schon weiße Kanarienvögel, weiße Meerschweinchen usw. mit roten Augen. Die Gelegenheit gehabt hat, Futterstücke für größerer Mengen von Wild im Winter zu besorgen, hat unter der Zahl des Wildes auch vielfach solches von weißer Färbung gesehen. Die ganze Erscheinung des Albinismus zeigt jedenfalls, wie die Natur gelegentlich spielt; sei es, daß sie mancher organische Geschöpfe in ihrer Entwicklung hemmt, sei es, daß sie solche sich voll entwickeln läßt, um sie sich wieder zurückbilden zu lassen.

Nachdruck des Inhalts verboten!